

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



48. Woche.

Verlag: Gustav Röhres Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige“ in Graudenz. Jahrgang 1915.



Im serbischen Dorfe: Requirierte „serbische Hammel“.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von E. Blümcke.

(Fortsetzung.)

Dann wieder das Nöcheln und Stöhnen, schaurig anzuhören, minutenlang noch. Und jetzt ist es still. Der Selbstmörder hat ausgerufen.

Von Lupenski reißt ihm den Brief aus der Brusttasche. Der Umschlag ist nur sehr mangelhaft zugeklebt und leicht zu öffnen. Seine Aufschrift läßt sich kaum entziffern.

Was kann der Beweggrund zu dieser unseligen Tat gewesen sein? Lediglich das schmerzhaft Leiden? Oder sollte der Bankier etwa heute oder dieser Tage eine schlimme Nachricht erhalten haben? Vielleicht hat er Verluste gehabt!

Dieser Gedanke schießt v. Lupenski zunächst durch den Kopf. Aber dann fällt ihm auch ein, daß Frmgard jetzt tun und lassen kann, was sie will, keine Rücksicht mehr auf des Stiefvaters Meinung zu nehmen braucht und sich mit Reimann verloben kann, wenn es ihr paßt. Er liest den Brief.

„Ja, bis auf den zehnten Teil sollte sie das ganze große Vermögen auf die Straße werfen?! Herr Gott, wenn mich jetzt doch nur niemand stören möchte, damit ich meine Gedanken sammeln könnte!“ ruft er aus, mit der Rechten an seine Stirn greifend.

Dann schaut er sich nach allen Seiten um, beugt sich noch einmal zu dem Toten herunter, sieht auch Bruno Reimanns Spur und faßt plötzlich den Gedanken, den ihm die Hölle selber eingegeben zu haben scheint.

Ein paar Minuten steht er sinnend da, dann ist der schurkischste Plan seines Lebens gefaßt, und nichts soll ihn an der Ausführung desselben hindern. Er steckt den Brief in seine Tasche, reißt dem Toten den Revolver aus der Hand und drückt ihm statt dessen den ihm entfallenen Stock in dieselbe, und zwar so, daß es den Anschein gewinnen muß, als hätte er sich desselben zu seiner Verteidigung bedienen wollen. Darauf untersucht er sämtliche Taschen und läuft, was er kann, dem Schlosse

zu. Es ist ihm recht angenehm, daß er niemand unterwegs trifft.

Nachdem Rosengarten vorhin sein Zimmer verlassen hatte, war Schummelpfennig in dasselbe eingetreten, um die Postfächer des Bankiers durchzusehnen. Unter diesen hoffte er Berichte von Geschäftsfreunden desselben zu finden, aus denen er Nutzen ziehen könnte. War ihm das ja doch vorgestern auch schon geglückt.

Aber sämtliche Briefe lagen, in kleine Fetzen zerrissen, im Papierkorb, und diese so zusammenzusuchen, daß sich etwas Klares daraus enträtseln ließ, das war keine Kleinigkeit.

Dennoch unterzog er sich dieser Mühe. Sicher vor Ueber- raschung währte er sich ja. Denn wenn Rosengarten oder v. Lupenski oder sonst jemand das Schloß betrat, so kündigte das ein durchdringend schriller Ton der elektrischen Glocke ihm rechtzeitig genug an.

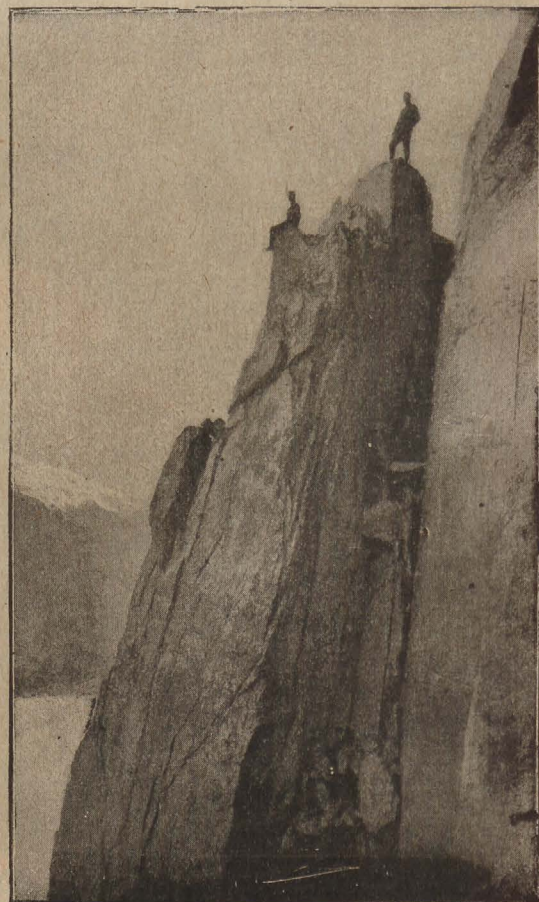
Endlich hat er wenigstens den Brief jenes Rechtsanwalts der Witwe Winchow so weit zusammengestellt, daß ihm der überraschende Inhalt desselben klar wird.

Da hört er auf dem Korridor Schritte und ein Häuspern und Hüsteln, das von Lupenski stammen muß.

Er mag auch von diesem seinem vertrautesten Freunde hier nicht gesehen werden. Darum denkt er nicht lange darüber nach, wie derselbe so lautlos ins Schloß gekommen — er ist durch eine Hintertür eingetreten —, sondern verschwindet, nachdem er die Papierschnitzel fortgescharrt, in das anstoßende Schlafzimmer, und zwar hinter einen großen Vorhang in der Ecke.

Keuchend und ganz außer Atem stürzt v. Lupenski jetzt in das Zimmer. Er hat den Revolver bereits sorgfältig gereinigt, so daß keine Spuren vom Schuß im Lauf zurückgeblieben sind.

Schweizer Beobachtungsposten auf einer vorspringenden Felswand. — Der preußische Minister des Aeußern v. Loebell und der Staatsminister Dr. Delbrück auf einer Besichtigungsreise durch das besetzte Polen. Unser Bild zeigt: 1. Delbrück, 2. Loebell, 3. Unterstaatssekretär Drems.



Auch die abgeschossene Patrone ist durch eine geladene von seinen eigenen ersetzt worden.

Nun hängt er die Waffe wieder an ihren Platz über dem Bett. Schimmelpfennig sieht das durch den Vorhang und kann nicht begreifen, was das soll, was überhaupt mit seinem Freunde los ist.

Derselbe läßt sich schwer auf einem Stuhl nieder, studiert den langen Brief noch einmal sorgfältig durch, öffnet dann die Ofentür und wirft ihn in die schwach glimmende Kohlenlut, die bald zur hellen Flamme auflodert und das Papier gierig verschlingt.

„Das wäre besorgt!“ seufzt v. Lupenski, die Schraube der Ofentür wieder fest anziehend, und eilt dann hinaus.

Wenige Minuten später hört Schimmelpfennig seine Stimme auf dem Hof. Er verläßt daher sein Versteck und öffnet eiligst wieder den Ofen, denn er ist überzeugt davon, daß das Papier, das hier soeben hineingeworfen, von der größten Bedeutung sein muß. Vielleicht ist etwas davon erhalten. Auch ein verholter Kest kann zum Verräter werden, wie er das in seiner früheren Praxis öfter erlebt hat.

Da liegt ein noch unverbranntes Stück Papier. Er zieht es heraus und liest darauf folgende Worte: Urteile milde über den Selbstmörder, der — das übrige fehlt, aber dann liest er eine ganze Reihe Namen, auch den der Witwe Münchow, und schließlich: „Aber der zehnte Teil meines Vermögens ist ehrlich verdient, er wird Dir genügen.“

Was sprachen nicht diese wenigen Worte alles!

„Rosengarten hat sich erschossen!“ spricht Schimmelpfennig jetzt zu sich selber. „Lupenski hat ihm dieses Papier fortgenommen, um sich das ganze Erbe der Tochter zu sichern! — Aber der Revolver? Ah, das wird eine komplizierte Sache werden!“

Doch jetzt gilt kein Säumen. Schleunigt verläßt er das Zimmer mit dem den Flammen entrissenen Stückchen Papier und begibt sich in seine Wohnung, die sich im anderen Flügel des Schlosses befindet. Kaum hat er dieselbe betreten, als der Diener auch schon hereinstürzt und ihm meldet, daß der gnädige Herr den Bankier soeben tot im Walde gefunden habe. Es sei schon jemand zum Amtsvorsteher und man nehme an, daß ein Verbrechen vorliege. Schimmelpfennig tat natürlich riefig erstant und eilte, nachdem er seinen Fund wohl verwahrt hatte, auf den Hof, wo der Schloßherr in einer Gruppe von Leuten stand und eifrig den Fall beredete. —

Eine Stunde später hatte sich eine Gerichtskommission zum Tatort begeben. Von Lupenski gab an, daß er durch seinen Hund auf den Toten aufmerksam gemacht worden wäre und denselben genau so, wie er jetzt dalag, vorgefunden hätte. Der Tod war durch einen Schuß in die Stirn erfolgt, stellte der Arzt fest, und zwar nicht auf der Stelle, zweifellos aber sehr bald. Das Geschöß müßte von einem kleinkalibrigen Gewehr, etwa von einem Revolver, wie man ihn vielfach sähe, herühren. Es wäre anzunehmen, daß der Verwundete sich mit dem Stock des Gegners hätte erwehren wollen, der aus dem Hinterhalt auf ihn eingedrungen sein mochte. Der Schuß müßte aus nächster Nähe abgefeuert sein.

Ohne daß v. Lupenski die Herren von der Kommission auf die Spuren, die ihm heute schon aufgefallen waren, aufmerksam machte, sahen auch sie dieselben trotz der Dämmerung, und maßen ihnen große Bedeutung bei. Der Richter stellte selber Messungen an denselben an und machte sich allerlei Aufzeichnungen. Uhr und Portemonnaie fehlten nicht an dem Toten, auch einen sehr wertvollen Brillantring trug er noch am Finger. Ein Raubmord lag also nicht vor.

Nachdem man wohl eine Stunde an Ort und Stelle beraten und Untersuchungen angestellt, wurde die Leiche aufs Schloß befördert, und die Kommission kehrte nach der Stadt zurück. Von Lupenski und sein Oberinspektor hatten zuvor noch angegeben, daß sie nicht lange, bevor der Tote aufgefunden wurde, deutlich einen Pistolenschuß gehört, der am Tatort gefallen sein konnte.

4.

Der Brief des Bankiers Rosengarten sowie Irngards lebensgefährliche Erkrankung hatten Bruno Reimanns Nerven derart in Aufregung versetzt, daß er bisweilen wie irrsinnig auf den Feldern umherlief und für seine Hausgenossen völlig ungenießbar war. Selbst der getreue alte Seidenkranz wußte nichts mit ihm anzufangen und schüttelte oft traurig den Kopf.

Aber Frieda Riemschneider triumphtierte, denn sie kannte vom Rutscher den Zusammenhang; der hatte auf Tannenhöh genug in Erfahrung gebracht. O, wie sie diesen Mann, den sie vor wenigen Tagen noch so heiß geliebt, jetzt haßte! Sie hätte

ihm die Augen aus dem Kopfe kraken mögen, den Tod wünschte sie ihm und der Bankierstochter. Alle die kühnen Hoffnungen, welche die Großmutter in ihr wachgerufen und die ihr in den ersten Tagen ihres Sierseins so leicht erfüllbar schienen, hatte Bruno ja zertreten, indem er sie zum Respekt vor seiner Person ermahnt und sie getadelt wie eine Dienstmagd. Sie würde niemals Herrin von Grünthal werden, das wußte sie jetzt.

Und die Leute mußten auch etwas ahnen, denn sie begegneten ihr mit deutlichem Spott und zeigten auch nicht die geringste Achtung vor ihr. Nur der Rutscher machte eine Ausnahme.

Hätte sie nur eine Stelle in Aussicht gehabt, so wäre sie ganz gewiß nicht länger hier geblieben. Doch sie wußte nicht, wohin, darum mußte sie sich einstimmen fügen.

Brunos edles Gemüt kränkte dieses offen zur Schau getragene Beleidigtsein und die stumme Gehässigkeit der Enkelin seiner alten Mamsell weit mehr, als jene es ahnte. Er fühlte sich überhaupt nicht mehr behaglich in seinem Hause.

Dazu kamen ernstliche Sorgen um die Zukunft. Denn je mehr er rechnete, so klarer wurde es ihm, daß er, wo sein bestes Stück Land fehlte, in die ärgste Bedrängnis geraten müßte, wenn das nächste Jahr keine ganz vorzügliche Ernte bringen würde.

Am Abend des Mordtages kehrte Bruno, da er Rosengarten begegnet war, besonders zerstreut nach Hause, gab der alten Frau Richter verwirrte Antworten auf ihre Fragen und lief unruhiger denn je in seinem Zimmer umher.

„Herr Reimann, Ihnen fehlt etwas,“ jagte die alte Frau besorgt zu ihm. „Sie gefallen mir die letzten Tage gar nicht mehr. Fühlen Sie sich denn krank? Sie haben ja Fieberflecke auf den Backen?“

Daß sie recht hatte, sah auch Frieda ein, die scheinbar in den neuesten Roman der Abendzeitung so vertieft war, daß sie nichts um sich hörte und sah. „Ich danke Ihnen, Frau Richter,“ antwortete er mit einem Seufzer, „man hat so seine Sorgen und Kopfschmerzen. Das gehört ja aber zum täglichen Leben.“

Gerade da poltert die Küchenmagd mit ihren unsauberen Pantoffeln herein, sehr geräuschvoll, schnappt nach Luft und flucht dann: „Herr, auf unserem Lande ist ein Mord passiert! Heute nachmittag, ein Mord und Totschlag! Den alten Berliner, der jetzt im Schloß wohnt, haben sie totgeschossen in der Buchenshonung an der Grenze. O Gott, ich kann kaum noch stehen, so ist mir der Schreck in die Glieder gefahren!“

Frau Richter und Frieda schnellen empor von ihren Stühlen mit lautem Aufschrei, und Bruno wiederholt, wie aus einem tiefen Traum gerüttelt: „Ein Mord?“

„Ja, es ist wahr! Eine Kugel hat ihm der Mörder durch den Kopf geschossen. Der Hans Dümmler von Tannenhöh erzählt es. Der Amtsrichter und der Doktor und der Gendarm und noch mehr Leute sind dagewesen.“

Jetzt tritt auch Seidenkranz mit verstörter Miene ein.

„Daß Dein Reifen, Mädchen,“ spricht er kurz und gebieterisch, „Schere Dich an Deine Arbeit! Es ist höchste Zeit, daß die Kühe gemolken werden.“

Als sie gegangen ist, fährt er fort: „Es stimmt, der Bankier ist tot. Herr Reimann, ich möchte gerne mit Ihnen allein sprechen.“

Sie begeben sich in das Arbeitszimmer Brunos.

„Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, Herr Reimann, daß der Verdacht sich auch auf Sie lenken könnte. Ich sprach mit dem Tannenhöher Oberinspektor.“

„Auf mich? Herr Seidenkranz — wie soll ich das verstehen?“

„Ja, der Teufel könnte sein Spiel in der Sache haben. Und da ist es gut, wenn man auf das Schlimmste gefaßt ist, damit man in der Verwirrung nicht etwas ausfagt, das einem verhängnisvoll werden kann.“

„Aber um Gotteswillen, so drücken Sie sich doch nur deutlicher aus! Wie sollte ich in die Angelegenheit verwickelt werden können?“

„Herr Reimann, man hat Ihre Spuren gesehen. Man spricht davon, daß Sie einen Streit mit dem Ermordeten gehabt.“

Alles Blut weicht aus Brunos Gesicht, und er beginnt zu verstehen. „Ich danke Ihnen, lieber Freund! Sie meinen es gut mit Ihrer Warnung. Ich hoffe, daß sich meine Unschuld unschwer wird beweisen lassen.“

Sie hatten noch nicht zehn Minuten gesprochen, als draußen ein großer Tumult entstand. Der Gendarm aus der Stadt war da und wurde von den Leuten umringt.

„Unser Herr ist unschuldig! Eher hat der polnische Edelmann ihn umgebracht. Wir dulden es nicht, daß unser Herr

verhaftet wird!" rief ein alter Tagelöhner aus, und fast alle waren seines Sinnes. Auch Frau Richter beschwor den Mann des Geizes, Herrn Reimann doch nicht die Schande anzutun.

Nur Frieda schrie wie eine Wahnsinnige: „Er ist es doch gewesen, ich weiß es! Er hat den Bankier erschossen, weil der ihm die Hand seiner Tochter verweigerte.“

„Pfui, die garstige Person!“ erwiderte ihr der alte Tagelöhner. „Treibt sie aus dem Hause! Unser Herr hat noch niemals ein Verbrechen begangen!“

Und jetzt erscheint Bruno hochaufgerichtet in der Haustür: „Laßt ihn, Leute," spricht er. „Der Mann tut nur seine Schuldigkeit. Ich werde ihm ohne Widerstand folgen. Gott ist mein Zeuge. Morgen wird sich alles aufgeklärt haben.“

Da strecken sich ihm wohl zehn Hände entgegen, arbeits-harte Hände, um seine Rechte zu drücken. Noch niemals hat Bruno es so wie in dieser Stunde erfahren, mit welcher Treue und Liebe seine Leute an ihm hängen. Er hört die Frauen schluchzen, hört die Männer Verwünschungen gegen den Lannenhöher und die Obrigkeit aussprechen und muß sie noch einmal zur Ruhe ermahnen.

„Herr Reimann," spricht der Gendarm, „ich muß Sie bitten, mir in dem Anzug und in den Stiefeln zu folgen, die Sie heute nachmittag trugen.“

„Ich trage alles noch jetzt, was ich heute morgen anzog," erwidert Bruno und steigt in den Wagen, mit dem er zur Polizei fahren soll.

Frieda Riemschneider fühlte sich nicht mehr sicher in Grünthal, darum begab sie sich in Begleitung des Kutschers, des einzigen Menschen, der es nicht ehrlich mit seinem Herrn meinte, trotz der späten Stunde noch nach Schloß Lannenhöh, um v. Lupenski eine wichtige Mitteilung zu machen und ihn um Schutz und Obdach zu bitten. Den interessierte der späte Besuch natürlich ungemein, und er zeigte sich äußerst liebenswürdig.

„Ich komme, um Sie vor den Leuten von Grünthal zu warnen," sprach sie mit den Ausdruck eines wahnsinnigen Rachedursts in den glühenden Augen. „Die halten Sie für den Mörder und können es nicht einsehen, daß Reimann einzig und allein der Schuldige ist. Er hat gedacht, daß er so sein Ziel ohne Mühe erreichen würde. Ha, hätte ihm passen können, die schöne Bankierstochter mit ihren Millionen nun einfach für sich zu besitzen! Aber er hat die Sache doch sehr dumm angestellt. Sein Revolver verrät ihn. Jetzt liegt derselbe wieder an seinem alten Platz in einem Fach des Schreibtisches. Heute nachmittag lag er nicht da. Das habe ich durch einen Zufall entdeckt. Ich suchte nämlich nach einem Briefbogen, und da fiel mir auf, daß die Mordwaffe verschwunden war. Ich sagte noch zu mir selber: Der Mensch wird doch nicht etwa einen Selbstmord verüben wollen, weil der Bankier ihn mit seinem Heiratsantrag abgewiesen hat? Und nun, eye ich hierherkam, überzeugte ich mich, daß das Ding wieder dort lag. Er nahm es übrigens öfter mit und schob auch im Park nach der Scheibe. Reimann ist ein großartiger Schütze, aber für die Jagd schwärmt er nicht, weil sie ihm, wie er sagt, ein zu rohes Vergnügen scheint. Natürlich ist das nur dummes Gerede.“

„Also daß der Revolver in dem Fach des Schreibtisches am Nachmittag fehlte, können Sie beschwören?" fragte v. Lupenski.

„Ja, mit dem heiligsten Eid.“

„Gut, das könnte von größter Bedeutung sein. Ich werde Ihnen für diese Nacht ein Zimmer hier im Schloße einräumen lassen. Und morgen früh machen Sie dem Amtsrichter dann dieselbe Mitteilung. Vor den fanatischen Leuten in Grünthal werde ich Sie und mich selber zu schützen wissen.“

Bruno wurde sofort nach seiner Einlieferung von dem noch sehr jugendlichen Amtsrichter einem scharfen Verhör unterzogen.

Er räumte ganz offen ein, daß er so gegen drei Uhr nachmittags dem Bankier an der Stelle, wo man ihn tot aufgefunden, begegnet wäre. Er hätte aber kein Wort mit demselben geredet, sondern wäre, nachdem er seinen Hut gezogen, schleunigst querfeldein in der Richtung, die seine Spuren angaben, geeilt.

Warum er so eilig davongelaufen, fragte der Richter.

Ja, die Frage ließ sich nicht so leicht beantworten, sie brachte Bruno etwas in Verlegenheit, wie so manche andere. Er mußte auch eingestehen, daß er Fräulein Zimgard Nordenfeld eine schriftliche Liebeserklärung gemacht, die aber derselben nicht zu Gesicht gekommen, sondern von ihrem Stiefvater beantwortet worden wäre.

Der Richter wußte sogar ganz genau, welchen Inhalts diese Antwort gewesen, und Bruno konnte nicht verstehen, wie wenig diskret die Angelegenheit von dem Ermordeten behandelt war.

„Trugen Sie eine Schußwaffe heute nachmittag bei sich?" ging das Verhör weiter.

Bruno besann sich einen Augenblick. Er hatte seinen Revolver mitgenommen, wie so oft, um sich im Schießen zu üben. War aber nicht dazu gekommen. Sollte er die Wahrheit sagen? Es schien ihm das äußerst gewagt. Wenn er leugnete, niemand könnte es ja beweisen.

„Nein, ich trug meinen Revolver nicht bei mir.“

„Aber Sie hatten doch sonst öfter eine Pistole bei sich und sollen gern nach der Scheibe, nach Lontauben usw. geschossen haben.“ — „Das ist richtig.“

Es folgte noch eine lange Reihe von Fragen, bis Bruno endlich in eine für Untersuchungsgefängene bestimmte Zelle abgeführt wurde. Er sah jetzt recht wohl ein, daß seine Sache keineswegs gut stand.

Am nächsten Vormittag wurde das Verhör fortgesetzt.

„Sie bleiben also dabei, daß Sie gestern nachmittag keinen Revolver bei sich trugen?" fragte der Richter, ihn durchdringend anschauend. „Wenn sich nun aber ein Zeuge findet, der beschwören kann, daß Ihr Revolver nicht in dem Fach rechts oben in Ihrem Schreibtisch lag, wo Sie ihn doch aufzubewahren pflegten?"

Sofort wußte Bruno, daß Frieda Riemschneider diese Erklärung abgegeben. Die freche Person hatte sich öfter erdreistet, in seinem Schreibtisch zu framen. Er bedauerte, von der Wahrheit abgewichen zu sein und gestand nunmehr ein, daß er die Waffe tatsächlich in der Tasche gehabt.

Damit war das Verhör beendet und er wurde wieder in seine Zelle abgeführt. —

Zimgards Zustand besserte sich noch immer nicht. Sie erfuhr kein Sterbenswörtlein von dem, was sich ereignet hatte. Doktor Braun erklärte ihr auf ihre häufigen Fragen nach ihrem Stiefvater immer wieder, daß derselbe sich leidlich wohl fühlte und sie längst besucht hätte, wenn er als Arzt es ihm nicht leider untersagen müßte.

Von Lupenski erschien nach wie vor tagtäglich mit neuen duftenden Blumengrüßen, und Doktor Braun berichtete der Patientin, daß der Aermste schon ganz krank wäre vor Sorge um sie. Diese Teilnahme mußte sie ja rühren.

Wie gern hätte sie doch auch von Bruno einmal ein Lebenszeichen erhalten! Aber nichts, rein gar nichts hörte sie von ihm. Sollte er nun doch mit jener Person verlobt sein?

Wochen und Monate waren vergangen. Endlich hatte Zimgard sich so weit erholt, daß kein Rückfall mehr zu befürchten war und Dr. Braun ihr in schonender Weise beizubringen wagte, daß ihr Stiefvater nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Ueber die Todesursache wollte er nichts Bestimmtes sagen, aber sie gab sich nicht zufrieden, bis sie alles, alles wußte.

Als sie aber hörte, daß Bruno Reimann der Mörder sein sollte, da stieß sie einen gellenden Schrei aus und rief: „Das glaube ich niemals!"

Nachher gab man ihr die Zeitungen, in denen die umfangreichen Gerichtsverhandlungen in der Mordsache Reimann zu lesen waren. Gestanden hatte er nicht, aber er war der Schuld vollständig überführt und zum Tode verurteilt worden. Durch die Gnade des Landesherrn wurde die Todesstrafe dann in lebenslängliche Zuchthausstrafe gemildert.

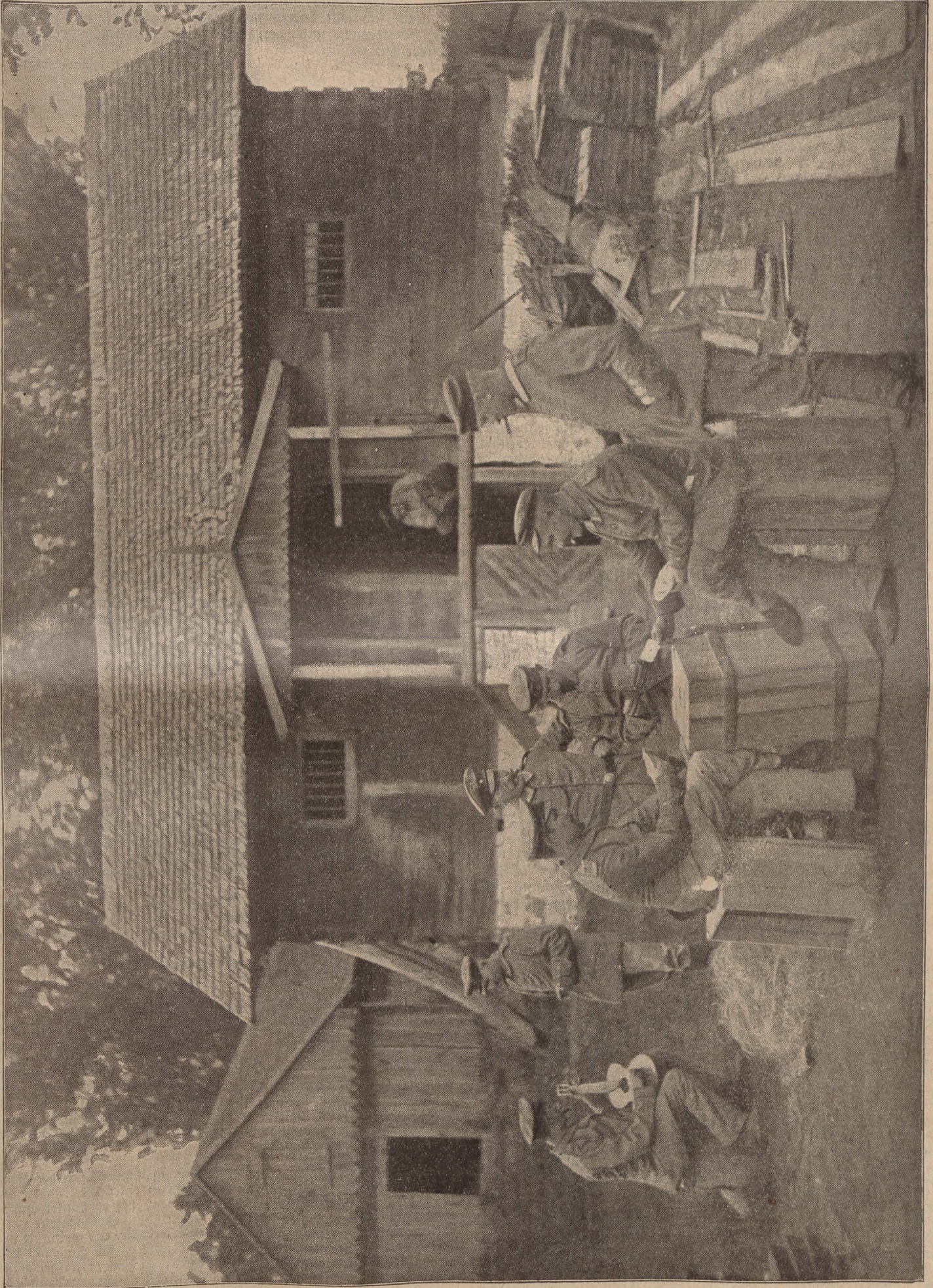
Wie ein entsetzlicher Traum kam Zimgard das Ganze vor. Sie konnte es lange nicht begreifen, und sehnste sich nun weit, weit fort von dieser Stätte, an der sie nach wenigen Stunden des Glückes so herbes Weh durchkosten mußte.

Von Lupenski sah wohl ein, daß er, um ihr Herz zu erobern noch einen langen, harten Kampf würde bestehen müssen. Bis jetzt empfand sie nur Dankbarkeit für ihn, nichts weiter.

Aber er war unermüdetlich in ihrem Dienst. Und es gab natürlich eine Unmenge Arbeit nach dem so plötzlichen Tode des Bankiers, mit der Regelung seines Nachlasses, der Verwaltung seines Vermögens, der Fortsetzung des Bankgeschäfts und der Führung verschiedener Streitigkeiten, die noch nicht erledigt waren.

Für eine junge, in geschäftlichen Dingen gänzlich unerfahrene Dame war es unmöglich, sich durch all das auch nur einigermaßen durchzufinden. Da begrüßte Zimgard es natürlich mit Freuden, daß der ritterliche v. Lupenski sich erbot, alles für sie zu erledigen. Er wurde ihr Bevollmächtigter und Verwalter des ganzen großen Vermögens, das ihr jetzt zugefallen war.

Sobald sie dann die Reise wagen durfte, verließ sie die Stadt, um einstweilen in einem Schweizer Damenpensionat Wohnung zu nehmen und um in den Bergen Ruhe und Frieden zu finden, wieder zu sich selber zurückzukehren.



Eine Partie Eskat vor dem Quartier.

Auf Grünthal herrschte jetzt der alte Seidenkranz, den auch die überzeugendsten Verdachtsmomente nicht von dem Glauben an seines Herrn Unschuld abzubringen vermochten, ganz unumschränkt, aber immer in der Hoffnung, daß es nicht lange währen könnte, bis der wirkliche Herr zurückkehren würde. Die gute alte Frau Richter aber überlebte die Schmach nicht. Sie starb wenige Tage, nachdem man das Todesurteil über Bruno gefällt.

Frieda Niemschneider hatte es verstanden, sich auf dem Schloß dermaßen einzuschmeicheln, daß v. Lupenski's Hausdame, eine entfernte Verwandte von ihm, sie als Stütze engagierte. So hatte sie denn jetzt eine Stellung, die ihr zusagte und in der sie wenigstens einigermaßen Trost fand für die größte Enttäuschung ihres Lebens.

Schimmelpfennig wurde seinem Freunde jetzt, wo derselbe mit Geschäften und Arbeiten aller Art überbürdet war, böllig unentbehrlich. Er nahm die Stellung eines Privatsekretärs v. Lupenski's ein, und alles ging durch seine Hände.

Bei seiner Befähigung vermochte er den Posten recht wohl auszufüllen, aber jetzt, wo er wieder Geld in den Händen hatte — er bezog ein recht hohes Gehalt —, da fröhnte er dem Laster der Trunksucht, in das er nach seiner Gefängnisstrafe verfallen, mehr als seinem Freunde lieb war. Der liebte wohl auch fröhliche Gelage und feierte gerne tolle Orgien, bei denen Schimmelpfennig niemals fehlte, aber dieser trank selbst bei der Arbeit und trank so lange, bis er unfähig war, etwas zu leisten. Niemand konnte es ihm wehren; den Freund hatte er ja vollständig in seiner Hand.

Im stillen wünschte v. Lupenski denn bald nichts sehnlicher, als den gefährlichen Menschen loszuwerden, trotzdem er ihm so gute Dienste leistete. Der Gedanke allein, Schimmelpfennig könnte in der Trunkenheit einmal ein Wort zu viel sagen, bereitete ihm manche schlaflose Nacht. Zudem spielte derselbe sich bisweilen dermaßen als Herr auf, daß es ihm empörte. Der Adel der Gegend aber zog sich, weil er ohne den Freund nicht mehr sein konnte, mehr und mehr von ihm zurück.

Auch das verbitterte dem stolzen Edelmann das Leben. Doch noch tröstete ihn die Hoffnung, daß alles anders werden würde, wenn Irmgard hier erst als Schloßherrin herrschte, wenn ihm deren gewaltiges Vermögen, das er bis jetzt ja nur verwaltete, zu eigen gehörte. Er besuchte die Heißbegehrte sehr häufig in ihrem fernen Pensionat und wurde nicht müde, um ihre Gunst zu buhlen und alle Künste, die er nur kannte, aufzubieten, ihr Herz zu umstricken.

5.

Zwei Jahre waren seit dem Tage, an welchem Bruno Niemann unschuldig beurteilt wurde, verstrichen, schnell wie auf Windesflügeln für alle die Glücklichen, denen das Leben in goldener Freiheit lachte, langsam wie eine Ewigkeit für den armen Gefangenen, dem man sein Höchstes auf Erden geraubt.

Von Lupenski stand jetzt am Ziel seiner Wünsche, Irmgard hatte ihm ihr Jawort gegeben und wollte sein Weib werden.

Freilich mußte sie ihm bekennen, daß ihr Herz ihm noch nicht gehörte. Sie wollte versuchen, ihm ein liebende Gattin zu werden. In den nächsten Tagen sollte die Verlobung veröffentlicht werden. Bis heute wußte nur Schimmelpfennig, daß es so weit war.

Keine Ahnung davon hatte Frieda Niemschneider. Anfänglich war sie ja wohl der Meinung gewesen, daß Herr v. Lupenski die reiche Bankierstochter, für die er so sehr viel tat, zu heiraten gedächte. Aber dann hatte sie häufiger Briefe von Irmgard an ihn gelesen, die in so kühlem Geschäftston abgefaßt waren, daß sie zu ihrer großen Freude eines Besseren belehrt wurde. Auch wußte sie, daß der Herr verschiedene kleine Liebschaften in der nicht fernen Garnisonsstadt gehabt, nachdem er Irmgard kennen gelernt.

Wohl ein Dutzend duftiger Briefchen, die sie in seinem Schreibtisch und in seinen Taschen gefunden, lieferten ihr den deutlichsten Beweis dafür, daß v. Lupenski ein gar gefährlicher Don Juan war. In ausgelassener Sektlaune hatte er ihr selber in letzter Zeit sogar öfter Schmeicheleien gesagt, die ihr leicht entflammendes Herz in helle Blut versetzten. Sie sagte sich: Noch ist er ein hunder Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert und nicht ans Heiraten denkt. Aber er wird vernünftiger werden, und dann kann man nicht wissen, aus welchen Kreisen er sich die Gattin wählt. Eine Adelige wird er schwerlich nehmen, denn für Mädchen mit blauem Blut schwärmt er nicht. Man kann nicht wissen, was die Zukunft bringt! Also so etwas Hoffnung hatte sie doch, einmal Schloßherrin zu werden.

Da v. Lupenski's Verwandte, eine Frau Oberst v. Ostrow, die bisher mütterlich für ihn hier im Schloß geforgt, infolge eines Schlaganfalls fast gänzlich gelähmt war, so fühlte das Fräulein sich jetzt keineswegs mehr als Stütze, sondern ganz als Hausdame, und verlangte auch als solche respektiert zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leuchtuhr

Skizze von Martin Proskauer.

Der Hauptmann öffnete das kleine Paket, das ihm der Feldwebel gebracht hatte, und nahm einen Brief heraus. Lächelnd las er die kinderhaft geschriebenen Zeilen auf dem rosafarbenen Papier:

„Lieber Onkel! In der Tüte sind Zigarren für Dich. Das andere Paket ist eine Liebesgabe. Bitte, gib es dem alleinigen Soldaten, den Du hast, der niemanden hat, der ihm was schickt. Wir wollen ihm eine Freude machen, wir haben unsern ganzen Spartopf dafür ausgegeben. Wir senden Dir viele Grüße.

Deine Neffen Hans und Konrad.“

Der Hauptmann reichte dem Feldwebel den Brief.

„Hier, lesen Sie mal. Wir wollen den Kindern ihren Willen tun; wer ist denn der ‚alleinige‘ Soldat in der Kompagnie?“

Der Feldwebel überlegte:

„Wenn es dem Herrn Hauptmann recht ist — vielleicht der Kowalsky?“ schlug er vor.

„Meinetwegen,“ sagte der Hauptmann, „der Klügste ist er ja gerade nicht, aber er gibt sich doch Mühe. Lassen sie ihn mal kommen.“

Bald darauf trat der Grenadier Kowalsky in die niedrige Stube des französischen Bauernhauses, in dem hier dicht vor dem Feind der Hauptmann und das Kompagnie-Geschäftszimmer untergebracht waren.

Kowalsky überragte den großgewachsenen Hauptmann noch um fast einen Kopf. Der ganze Mann bot mit dem viereckigen Schädel, dem herben rotgebrannten Gesicht und den riesigen Händen das Bild einer schwerfälligen, ungeschicklichen Kraft, die in dumpfer Unbeholfenheit sich selbst zu behindern schien.

„Kowalsky,“ sagte der Hauptmann, „hier habe ich ein Paket bekommen, das soll ich einem Soldaten geben, der keine Angehörigen hat. Sie haben doch niemanden?“

Kowalsky stand stramm und steckte das Kinn vor.

„Zu Befehl, nee, Herr Hauptmann!“

„Auch keine Geschwister?“

„Nein, Herr Hauptmann, die sein schon lange tot.“

„Was sind Sie denn von Beruf?“

„Steinmetz, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann sah auf die Riesenhände des Soldaten.

„Na, da können Sie ja Ihre Varensäufte brauchen, was? Hier ist das Paket, das gehört nun Ihnen, packen Sie's gleich mal aus!“

Kowalsky wurde rot und trat an den Tisch, auf dem die Schachtel lag. Mit unbeholfenen Fingern zupfte er an der Verpackung, bis ihm der Feldwebel zu Hilfe kam. Da war eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Zigaretten und eine silberglänzende Uhr mit großen gelben Zahlen und gelben Zeigern. Auf der Rückseite der Uhr war ein schmaler Lederstreifen befestigt.

Kowalsky stand da, die Hände an der Hosennaht, und starrte die Uhr an.

„Nun sehen Sie mal,“ sagte der Offizier, „da ist ja gar eine Uhr dabei. Haben Sie eine Uhr?“

Der Grenadier schüttelte den Kopf und sah die Uhr mit den gelben Zeigern erwartungsvoll an.

„Na also, da haben Sie jetzt eine, die Sie sogar ums Handgelenk tragen können. Feldwebel, machen Sie dem Kowalsky die Uhr an!“

Verlegen und mit brennendem Gesicht hielt Kowalsky den Arm hin, um den der Feldwebel den Lederriemen der Uhr schnallte.

„Das macht sich aber nobel,“ scherzte der Hauptmann, „es scheint sogar eine Leuchtuhr zu sein. Rasen Sie mal auf, wenn's dunkel wird; dann können Sie nachts ohne Licht die Uhr erkennen! Nun ist es gut, nehmen Sie sich den übrigen Kram mit!“

Kowalsky raffte mit der einen Hand die Sachen zusammen, die andere mit der Uhr hielt er sorgfältig an den Leib gedrückt, dann trat er vor den Hauptmann und sagte stotternd: „Ich — ich dank' ok schön, Herr Hauptmann!“

Und draußen war er. — — —

In der Bauernstube, die etwa vierzig Grenadiere der Kompagnie als Quartier diente, saß Kowalsky in einer Ecke, starrte auf die Uhr an seinem Handgelenk und wartete, bis es dunkel wurde. Immer wieder fuhr er mit der großen ungeschlachteten Hand tastend über das Glas, das die Ziffern überdeckte und wunderte sich, wie wohl die Uhr leuchten sollte. Er konnte es sich gar nicht vorstellen. In dem kleinen schlesischen Dorfe, in dem er aufgewachsen war und gelebt hatte, gab es so etwas für ihn nicht; und auch die Dienstzeit in der kleinen benachbarten Garnisonsstadt hatte ihn aus der dumpfen Lethargie seiner Sinne nicht aufgerüttelt. Stumpf,

gutmütig und riesengroß war er zu seinen Granitblöcken im Steinbruch zurückgekehrt, bis ihn die Mobilmachung wie mit Armen, die stärker waren als seine Muskeln, aus seinem gleichgültigen und ereignislosen Alltagsdasein herausgerissen hatte.

Nun sah er da, laute an der Schokolade, die mit dem Paket für ihn gekommen war, und wandte die Augen nicht von seinem Handgelenk ab. Endlich dämmerte es und wurde allmählich finsterner. Mit großen Augen sah Kowalsky auf seine Uhr, deren Zahlen und Zeiger mit ganz mattem Schein in der halben Dunkelheit aufleuchteten. Da flammte ein Streichholz auf, und gleich darauf erfüllte das trübe Licht der an der Decke hängenden Petroleumlampe den Raum.

Unwillig drehte sich Kowalsky um, da trat einer der Soldaten, ein linker, mundfertiger Berliner, zu ihm.

„Mensch, wat machste denn hier in die Ecke?“

Kowalsky hob stumm den Arm mit seiner neuen Uhr. Sofort verstand der Berliner.

„Ach so, Deine neue Uhr! Wenn die leuchten soll, mußte doch hinsehen, wo's dunkel is. Hier bei det Licht wirste nicht sehen! Seh doch 'n bisken raus, da wird et ja schon duster!“

Gehorsam stand Kowalsky auf und stapfte zur Tür. Draußen in den engen Dorfgassen war es schon ziemlich dunkel, und mit tiefem Glücksgefühl sah Kowalsky, wie seine Uhr deutlicher leuchtete. Die Augen feht auf das Gelenk gefest, stolperte er weiter, und immer heller blinkte der grünliche Schein auf dem Ziffernblatt dieser wunderbaren Uhr.

Jetzt war es ihm auch hier nicht mehr dunkel genug. Ab und zu fiel aus den Häusern ein Lichtschein auf die Straße, der ihn störte. Er wandte sich um und ging dem Dorfausgang zu, dem Wald entgegen, der sich dunkel und schwarz hinlagerte. Dort war es ganz finster, da würde die Uhr gewiß schön leuchten. Kräftig schritt er in den Abend hinein und trat zwischen die Stämme des Waldes, die sich zu einer festen Mauer aus Bäumen und verwildertem Unterholz zusammenschloß.

Hinter ihm lag das Dorf und vor ihm der düstere stille Wald. Tief in die Betrachtung seines Uhrenwunders versunken, das hier in ungeahnter Pracht seine gelben Zahlen leuchten ließ, ging er weiter. Plötzlich stolperte er, fiel vornüber und wollte im Sturz die Hände ausstrecken, als er schon spürte, wie sich Menschen auf ihn warfen, Fäuste überall nach ihm griffen und eine derbe Hand ihm die Gurgel zudrückte. Er stieß mit den Beinen um sich, da traf ihn ein harter Schlag in den Rücken, daß er nachgebend lang auf den Moosboden fiel. Die Fäuste, die ihn hielten, ließen nicht locker und als er mühsam den Kopf drehte, sah er in der Dunkelheit die Umrisse von Männern, die schweigend und leuchtend auf ihm lagen.

Zuerst stierte er die Männer, die ihn hielten, mit blöden Augen an, dann erkannte er mit jähem Schreck, daß er von den Franzosen gefangen war. Er versuchte, sich loszureißen, als ihn ein neuer Stoß traf; und ein Bajonett blitzte drohend vor seinem Gesicht auf.

Da blieb er still liegen. Nun zerrten die Fäuste an ihm, und er verstand, daß er aufstehen sollte. Langsam richtete er sich auf, die Franzosen traten, die Gewehre mit den Bajonetten in den Händen, dicht neben ihn — es mußten mindestens sechs oder acht Mann sein, sobald er in der Dunkelheit erkennen konnte — und stießen ihn vorwärts.

Rasch marschierte der kleine Trupp durch den Wald. Und ehe noch Kowalsky recht zur Besinnung gekommen war, lag das Gehölz hinter ihm, und sie gingen im Eilschritt einen engen Weg quer über die Felder in der Richtung auf die feindlichen Stellungen zu.

Vorsichtig versuchte Kowalsky sich umzusehen, aber kaum machte er eine leise Bewegung, so tauchte das blanke Bajonett mit seiner stumm eindringlichen Sprache vor seiner Nase auf. Einmal sprach ihn einer der Franzosen an, aber er verstand kein Wort und zuckte die Achseln. So wanderten sie dahin; Kowalsky in dumpfem Staunen, was wohl aus ihm werden würde, und was der Hauptmann sagen würde, wenn er morgen früh beim Appell nicht da wäre? Bei diesem Gedanken zuckte er zusammen, da durfte er auf keinen Fall fehlen.

Verstohlen sah er nach seinem Handgelenk, die Uhr war noch da. Da warf er sich mit weiterschreitenden Armen auf die beiden Franzosen, die links neben ihm gingen, und riß sie zur Seite. Da spürte er mitten im Sprung einen dumpfen Schlag an den Kopf und fiel ohne Besinnung zusammen.

Als Kowalsky zu sich kam, lag er im fruchten Gras auf einer Waldblöße; ein Franzose stand neben ihm und stieß ihn mit dem Fuß in die Seite. Mühsam öffnete er die Augen; sein Schädel tat ihm weh, als ob ihm ein Granitblock seiner schlesischen Heimat darauf gefallen war, und alle Knochen schmerzten.

„Stehen Sie auf!“ sagte der Franzose auf deutsch in befehlendem Ton, „ich will Sie etwas fragen.“

Kowalsky raffte sich zusammen und stand auf. Hinter ihm war eine kleine Erdhöhle, aus der die Köpfe von vielleicht einem Duzend Franzosen herausliefen. Es war eine Feldwache, die zu einem Patrouillengang vorgestoßen war und der er gerade in die Hände gelaufen war.

Am Horizont schimmerte ein matter heller Schein empor, der die nächste Umgebung im fahlen grauen Licht erkennen ließ. Der französische Offizier, der vor Kowalsky stand, richtete verschiedene Fragen an ihn, aber der Grenadier schüttelte nur den Kopf.

Da mußte er ja ein schöner Soldat sein, wenn er den Kerlen hier Antwort geben wollte, dachte er. Hatte nicht sein Herr Hauptmann neulich schon gesagt: Lieber sich totschlagen lassen, als den Feinden etwas verraten! Warum tat ihm nur der Kopf so

weh? Allmählich fielen ihm die Begebenheiten wieder ein. Rasch sah er nach seinem Handgelenk — die Uhr war fort!

„Meine Uhr!“ rief er erschrocken ganz laut, „meine Uhr ist furt!“

„Ich weiß von Ihrer Uhr nichts,“ sagte der Franzose ungeduldig, „wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Wie stark ist die deutsche Besatzung dort in dem Dorf?“

„Meine Uhr!“ wiederholte Kowalsky fassungslos. Der Offizier stieß einen Fluch aus und rief einen Befehl. Ein Soldat sprang herzu und zerrte Kowalsky mit sich bis zu einem Baum, wo er ihm bedeutete, sich hinzusetzen.

Der Offizier kauerte sich in der Nähe auf einen Baumstumpf nieder, zog ein Blatt aus seiner Kartentasche und begann, eine Meldung zu schreiben. Kowalsky hockte, die Knie an den Leib gezogen, mit gesenktem Kopf am Baum und starrte seinen Arm an, wo vorher die Uhr gewesen war. Immer wieder schüttelte er den Kopf, dann streckte er dem Franzosen seine Hand hin und fragte pantomimisch nach seiner Uhr. Der Franzose lachte. Er verstand, was der dumme Deutsche da wollte. Hatte er ihm doch selbst, als er infolge des Kolbenhiebes vorhin zusammenbrach, die Uhr vom Handgelenk abgeknallt und eingesteckt.

Jetzt wollte er den deutschen Vären tüchtig ärgern. Verständnisvoll nickte er Kowalsky zu, zeigte mit dem Finger eine Uhr und wies auf die braune Tasche, die der Offizier dort an seiner Hüfte trug.

Kowalsky sah aufmerksam den Bewegungen seines Wächters zu. Also der Kerl da hatte ihm seine Uhr fortgenommen? Vor Schmerz und Wut wurde ihm ganz heiß. Seine Uhr wollte er wiederhaben!

Der Franzose, der ihn bewachte, wandte gerade den Kopf, um seinen Kameraden in der Erdhöhle den ausgezeichneten Spaß mit dem Gefangenen zuzurufen; da fuhr ihm eine Riesenhand um den Hals, und ein Schlag gegen die Schläfe hämmerte ihn lautlos zu Boden.

Kowalsky sah sich blitzschnell mit wilden Augen um. Der Kerl lag still, die Franzosen dort hatten nichts gemerkt; und der Offizier saß ruhig am Baumstumpf und schrieb. Kowalsky schnellte mit einem gewaltigen Sprung vor; unwiderstehlich packte seine gewaltige Faust den Offizier von hinten in den Ledergurt — ein Riß, daß der Körper des Franzosen hochflog und der Lederriemen plagte — und der Grenadier stürzte, die braune Tasche fest in der Hand, mit riesigen Sägen zwischen den Stämmen des Waldes davon.

Als der Offizier sich aufraffte und atemholend aufschrie, stürzten die anderen Soldaten aus der Erdhöhle. Der Franzose, den Kowalsky niedergeschlagen hatte, lag im Moos und rührte sich nicht mehr. Mit ihren Gewehren eilten die Franzosen in den Wald hinter dem Deutschen her, der ihnen erst so dumm in die Hände gefallen war und sich jetzt mit so unsagbar kühner und furchtbarer Kraft wieder den Weg zur Flucht gebahnt hatte. — — —

Am Abend ging die Tür des Zimmers, in dem der Feldwebel saß, auf, ein riesiger Soldat trat ein und schlug die Abjäge zusammen.

Der Feldwebel stand auf:

„Kowalsky, Mensch! Wo kommen Sie denn her? Leben Sie denn überhaupt noch? Und wie sehen Sie bloß aus?“

Kowalsky sah wirklich nicht gut aus. Das Gesicht ver schwollen, die Uniform zerfetzt und beschmutzt, Moos und dürres Laub im schweißigen Haar, ohne Mühe stand er leuchtend vor dem Feldwebel. In der Hand hielt er fest umkrampft eine Ledertasche an einem zerrissenen Riemen. Kowalsky erzählte. Kopfschüttelnd hörte der Feldwebel zu. „Und wie sind Sie nun zurückgekommen?“

„Ich bin halt furt,“ sagte Kowalsky mit bedrückter Miene. „Af 'n Baum 'nuf! Und wie daß die Franzosen vorbei war'n, bin ich runter und weitergemacht, bis ich eben das Dörfle hier wieder gesehen hab'. Aber wenn ich, und ich tu amal den Kerl, den Franzos'n mit mein'r Uhr erwische, dem geht's ni gut! Meine Uhr is furt und bleibt furt,“ schloß er seinen Bericht, „hier ei der Tasche is sie och nicht!“

„Nun kommen Sie mal mit zum Herrn Hauptmann,“ sagte der Feldwebel; und beide gingen zu dem Vorgesetzten, der den Bericht des wiedererscheinenden Kowalsky mit Erstaunen anhörte.

„Das kommt davon, wenn man wie ein blindes Huhn fortrennt,“ sagte er endlich, „wissen Sie nicht, daß es streng verboten ist, aus dem Dorf zu gehen? Na, diesmal mag's gut sein, Sie haben ja Ihre Strafe weg. Zeigen Sie doch mal die Tasche her!“

Er nahm die braune Ledertasche und zog verschiedene Papiere heraus, die er sorgfältig durchblätterte. Plötzlich hielt er inne, las ein Blatt, las es wieder und wurde ganz aufgeregt. Endlich drehte er sich um.

„Feldwebel,“ sagte er, „wissen Sie, was der Kerl, der Kowalsky, hier mitgebracht hat? Den französischen Divisionsbefehl mit allem Zubehör! Das ist für unser Oberkommando von größter Wichtigkeit. Ein Radfahrer soll sofort damit zum Stab!“

Der Feldwebel eilte zur Tür, indessen sagte der Hauptmann lachend: „Kowalsky, Sie sind ja ein toller Kerl! Was Sie da mitgebracht haben, ist mehr wert wie Ihre alle Uhr. Wissen Sie, was Sie als Ersatz kriegen? Das Eisene Kreuz! Denn das ist Ihnen wahrscheinlich sicher!“ —

Und diesmal schien der Grenadier Kowalsky, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, sehr schnell und richtig verstanden zu haben, denn der betrübte Ausdruck seines derben verstaubten Gesichts wich, und er verzog den Mund zu einem ungeheuern freundigen Grinsen.

Ansicht des „Hindenburghauses“ in Königsberg i. Pr. Das „Hindenburghaus“ nimmt Kriegerverletzte, vorwiegend Einarmige und Einbeinige oder Soldaten ohne Arme und Beine auf und hilft und ersetzt ihnen die fehlenden Gliedmaßen durch künstliche. Die Geheilten lernen gleichzeitig mit den künstlichen Gliedmaßen umgehen und den erlernten Beruf weiter ausüben. Im nächsten Bild sehen wir Generalfeldmarschall von Hindenburg das „Hindenburghaus“ verlassen.

Mittleres Bild rechts: Deutscher Reichsheer Infanterie auf der Stifflerjochstraße. Die Mannschaften tragen Baumstämme um, zu Befestigungsanlagen auf die Passhöhe.

Unteres Bild links: Das neue Rathaus in Treuen im Vogtland, das kürzlich seiner Bestimmung übergeben wurde. Die Kosten für diesen Neubau betragen rund 200 000 Mark.

Unteres Bild rechts: Oesterreichische Geniebrigade beim Legen von Telephonleitungen auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

